

Auch hier muß unsere Antwort die Form der Unterscheidung annehmen. Gegenüber dem zutiefst individualistischen, vermachten Kapitalismus, wie ihn das Rundschreiben „Quadragesimo anno“ vor Augen hat, weil er als grausige Wirklichkeit vor aller Augen steht, bedeutet dieser Plankapitalismus einen wesentlichen Fortschritt, die grundsätzliche Überwindung des unseligen Individualismus durch Überordnung des Gemeinwohls und der Gemeinwohlgerechtigkeit über Erwerbsstreben und Machtstreben der wirtschaftenden Individuen, durch Indienstnahme des wirtschaftlichen Erwerbs- und Machtstrebens für die gesellschaftliche Sinnerfüllung der Wirtschaft. Plankapitalismus in diesem Sinne, so könnten wir sagen, ist nicht mehr individualistischer Kapitalismus, sondern sozial organisierter¹⁵ Kapitalismus. Insofern können, ja müssen wir die plankapitalistischen Bestrebungen bejahen.

Unser Ziel aber ist der Plankapitalismus nicht. Unser Ziel liegt weiter hinaus, liegt höher. Ob der Plankapitalismus eine notwendige Stufe auf dem Wege zu diesem Ziele ist, braucht nicht untersucht zu werden; es genügt, daß er eine mögliche, eine mutmaßlich sogar recht geeignete Stufe ist auf diesem weiten und steilen Wege, an dessen Ende als Fernziel leuchtet die berufsständische Ordnung von Gesellschaft und Wirtschaft.

Jesuitische Geistigkeit

Von Jakob Overmans S. J.

Vielleicht begegnet man in Deutschland auch deshalb so manchen unzutreffenden Ansichten über die innere Einstellung der Jesuiten zu wesentlichen Empfindungen und Forderungen der heutigen Menschheit, weil der Deutsche in seiner Sprache kaum irgendwo die Persönlichkeit eines Jesuiten dargestellt findet, der in das öffentliche Leben der neuesten Zeit stark eingegriffen hat. Aus gelegentlichem Zusammensein lernt man die eigentliche Geisteshaltung eines Jesuiten so wenig wie die sonst eines Menschen zuverlässig kennen, und was Jesuiten in Zeitschriften und Büchern, in Sälen und Kirchen sagen, zeigt wohl, wofür sie sich beruflich einsetzen, aber nicht so unmittelbar, wie sie von sich aus sind. Und doch begreift man unter dem Worte Jesuitismus auch eine persönliche, allen Jesuiten irgendwie gemeinsame Seelenhaltung, von der die Eigenart ihres Wirkens letztlich bestimmt wird. Soweit tatsächlich eine Gleichheit vorhanden ist, kann sie nur auf der Auslese der Mitglieder und auf dem lebenslänglichen Einfluß beruhen, den die Ordensverfassung auf sie ausübt. Eine solche Gemeinsamkeit muß also über Unterschiede der Abstammung aus Familie und Volk hinwegreichen, und deshalb wird sie sich an französischen oder polnischen Jesuiten ebensogut feststellen lassen wie an deutschen.

¹⁵ H. Lechta (a. a. O. 101) spricht von sozial-organisatorischem Kapitalismus im Gegensatz zum liberalen Kapitalismus. Der Sache nach dürfte dasselbe gemeint sein. — Für den notwendigen Brückenschlag recht beachtlich die Ausführungen von W. Kalveram, Die Betriebswirtschaftslehre im ständischen Staat, in: Der deutsche Volkswirt 8 (1933/34) Nr. 4 u. 5.

Fast gleichzeitig sind um die letzte Jahreswende zwei Bücher erschienen, deren jedes einen modernen Jesuiten von bedeutender Wirkung auf das Geistesleben seines Volkes quellenmäßig vorführt¹. Der eine wie der andere ist gestorben, bevor er sechzig Jahre alt war, der Pole Marjan Morawski 1901, der Franzose Léonce de Grandmaison 1927; beide sind als Gelehrte auch in Deutschland bekannt geworden, beide haben in ihrem Lande eine den „Stimmen der Zeit“ ähnliche Monatsschrift hervorragend geleitet, beide außerdem durch ihren persönlichen Verkehr großen Einfluß ausgeübt. Da sie begeistert an ihrem Orden hingen und von sehr anpassungsfähiger Natur waren, muß das eigentlich jesuitische Gepräge an ihnen deutlich zu sehen sein, und wenn der Orden sie nicht als würdige Vertreter seiner Art betrachtete, hätte er gewiß nicht so umfangreiche Bücher über sie veröffentlicht lassen. Obwohl selbstverständlich nicht alle einzelnen Züge im selben Grade für den jesuitischen Durchschnitt charakteristisch sind, bekunden sie doch alle, von welchem Schlag die Menschen sein können, die in diesem Orden nicht bloß volles Heimatrecht, sondern gerade als Persönlichkeiten hohe Achtung genießen.

Das Denken beider Männer offenbart eine ausgeprägte Neigung zu verstandesmäßiger Klarheit und Festigkeit. Mit dreißig Jahren sprach P. de Grandmaison als gereifte Überzeugung aus, was er sein ganzes Leben festgehalten hat: eine der schwersten Krankheiten unserer Zeit sei ihre unruhige Zweifelssucht, die immer von neuem alles in Frage stelle, und deshalb müsse man das Denken über Leben und Glauben auf den unerschütterlichen Boden einer gesunden Philosophie bauen. Diese „geistige Gesundheit aber, diese Ruhe, diese Festigkeit in dem, was einmal als sicher erkannt ist“, erwerbe man „unfehlbar“ durch Vertiefung in die Werke und Aneignung der Methode des hl. Thomas von Aquin (93). Zwölf Jahre später gab P. de Grandmaison der von ihm gegründeten und bis zum Tode geleiteten theologischen Fachzeitschrift „Recherches de science religieuse“ ein von „strenger Treue gegenüber den erprobten wissenschaftlichen Methoden“ beseeltes Programm, das besonders hervorhob, kein Gelehrter brauche seine Arbeit dem Lichte des Glaubens zu entziehen, der sein Leben bestimme — das zu fordern sei philosophisch irrig und praktisch undurchführbar —, aber methodische Selbständigkeit des Denkens sei der Theologie ebenso unentbehrlich wie jeder andern Wissenschaft (197 f.).

P. Morawski schrieb schon als junger Novize dem besten Freunde aus seiner Gymnasialzeit: „Auf mich macht alles, was auf verstandesmäßige Überzeugung berechnet ist, viel stärkeren Eindruck, als was sich nur an das Gefühl oder die Phantasie wendet“ (90). Und als er ein Jahr vor seinem Tode das Buch des ihm von seiner Erziehung im Metzer Kolleg her bekannten französischen Jesuiten Poulain über die mystischen Gebetsgnaden erhielt, sagte er dem polnischen Mitbruder, von dem er sich fast

¹ O. Marjan Morawski T. J. 1845—1901. Von Ks. Józef Tuszowski T. J. 80 (448 S.) Krakau 1932, Wydawnictwo Ksiezy Jezuitów. — Le Père Léonce de Grandmaison. Von Jules Lebreton S. J. 12° (X u. 428 S.) Paris 1932, Beauchesne.

täglich daraus vorlesen ließ, mit höchstem Entzücken: „Wie klar ist hier alles, wie echt wissenschaftlich erfaßt und dargelegt! Überall mathematische Genauigkeit und Schärfe! Sie wissen vielleicht nicht, daß P. Poulain Mathematiker von Fach ist“ (356). Daraus erklärt sich in Morawskis Leben und Werk die durchsichtige Geschlossenheit, die seinen Biographen zu den kühnen Worten hinreißt: „Nirgends finden wir auch nur das geringste Schwanken. Er kennt keine Unsicherheit, kein Zaudern, keinen Stillstand. Mit festem Schritte geht alles der vollen Reife entgegen“ (228).

Mit dieser innern Sicherheit konnte P. Morawski die bunte Breite der europäischen Kulturwelt unverwirrt durchwandern. Er war kein ausgesprochener Fachgelehrter, obgleich er sechs Jahre einen philosophischen und vierzehn Jahre einen theologischen Lehrstuhl innehatte und seine Bücher wie seine sehr zahlreichen Zeitschriftenaufsätze sich immer um philosophische oder theologische Mittelpunkte bewegten. Er hat nach seinen eigenen Worten „in der Regel“ die Absicht gehabt, „jedem Leser von allgemeiner Bildung verständlich zu sein“ (309), und wie sein Schrifttum zeichneten sich auch seine Vorlesungen nicht durch umfassende und sorgfältig belegte Benutzung der Fachliteratur aus (292). Wie er einmal öffentlich bekannte, gelang ihm „das Schreiben am besten unter Bäumen an einem Tischchen, auf dem neben Papier und Tintenfaß überhaupt kein Platz für irgend ein Buch war“ (292). Aber was er schrieb, hatte er nicht bloß lange bis in die Tiefen durchdacht, er hatte auch sehr viel über die Sache selber und über ihre weitesten Zusammenhänge gelesen. Daher strömte ihm von allen Seiten Licht auf das, was er gerade unter den Händen hatte, und von seinen philosophischen und theologischen Grundgedanken aus fand er mit überraschender Sicherheit ebenso leicht den Weg zu einer begeisterten Würdigung der altklassischen Literatur wie zu feinster Einfühlung in den skeptischen Zauber Renans oder in die verwinkelte Psychologie Tolstojs. Dann wieder lockten ihn Werke der bildenden Kunst zu geistvollen, freilich unter dem Mangel technischer Schulung leidenden Betrachtungen, oder er gestaltete seine Träume über den Eiffelturm, über den Sternenhimmel, über das Rätsel der ägyptischen Sphinx.

Auch P. de Grandmaison hat nach siebenjähriger Tätigkeit als Theologieprofessor neben allgemein lesbaren, aber zugleich mit genauen Hinweisen auf französische und ausländische Fachliteratur versehenen theologischen Büchern, unter denen das sehr erfolgreiche zweibändige Werk: „Jésus-Christ. Sa personne, son message, ses preuves“, hervorragt, so viel verschiedenartige Gegenstände in mehr als hundert Aufsätzen behandelt, daß sein Biograph schreibt, man werde beim Anblick dieser Kraftzersplitterung „fast traurig“ (343). Er gibt aber dennoch den Nutzen solcher Vielseitigkeit zu, die P. de Grandmaison übrigens auch in seinen eigentlich theologischen Arbeiten nicht verleugnet, und man wird ja in der Tat sagen dürfen, daß ein Gelehrter, der persönlichen Ruhm oder den Fortschritt einer Wissenschaft anstrebt, sich allerdings auf ein kleines Gebiet beschränken muß, daß aber durchaus nicht so leicht zu entscheiden ist, ob er damit mehr Gutes tut, als wenn er, vielseitige Begabung vorausgesetzt, sein geistiges Vermögen, statt es zu einer großen Stiftung zu sammeln, still

bei tausend Gelegenheiten in Kleingeld ausgibt. Weil für P. de Grandmaison die Sache wichtiger war als der Name, verbarg er seine vielen Aufsätze über Werke der Dichtung oder der bildenden Kunst unter dem aus der Anhänglichkeit an seinen Bruder und an die Heideblumen seiner Heimat entstandenen Decknamen Louis des Brandes.

Dieselbe überwiegende Hingabe an die Sache war wohl der Grund, weshalb P. Morawski sich beim Lesen manchmal fremde Gedanken so zu eigen machte, daß er sie später ohne Quellenangabe verwertete. Während der von ihm selbst gewünschte Vollender seines damals einzigartigen Werkes über die „Gemeinschaft der Heiligen“ in einem Nachruf auf den Verstorbenen solche Übereinstimmungen durch ein ungewöhnliches Gedächtnis erklären wollte (Przeglad Powszechny 70 [1901] S. XVIII f.), vermißt der Biograph den Beweis für ihr Vorkommen (402). Man wird sie schwerlich leugnen können, wenn man in dem berühmtesten der Bücher Morawskis, in den auch deutsch erschienenen „Wieczory nad Lemanem“ („Abende am Genfer See“, 13. u. 14. Aufl. Freiburg 1926) die im „Zweiten Abend“ gegebene Erklärung der göttlichen Vorsehung mit den auf Euler zurückgehenden Darlegungen des französischen Apologeten Duilhé de Saint-Projet („Apologie scientifique de la foi chrétienne“, 3. Aufl. Toulouse 1890, S. 200; vgl. „Stimmen aus Maria Laach“ 41 [1891] 100) vergleicht, oder wenn man die erste Hälfte der Ausführungen über Christus im „Fünften Abend“ neben das legt, was Hettinger im „Achtzehnten Vortrag“ seiner „Apologie des Christentums“ (Freiburg, seit 1863 in vielen Auflagen) über die Unabhängigkeit Jesu von Temperament und Nation sagt.

Daß beide Jesuiten unbeschadet ihrer geistigen Weite durchaus national empfanden, verrät ihr Schrifttum überall. Selten wird man die Liebe zum Vaterland edler verklärt finden als auf den letzten Seiten von Morawskis „Abenden am Genfer See“ und in den verhalten zitternden Worten, in denen P. de Grandmaison seine Eindrücke vor der Totenbahre seines Bruders festhielt, der als General im Weltkriege fiel (254 f.). Ihre Vaterlandsliebe hatte aber nichts von engstirnigem Chauvinismus an sich, sondern wie P. Morawski die unchristliche Abneigung gegen Deutschland „aus ganzer Seele verurteilte“, obwohl ihm die deutsche Geistesart wegen ihrer Unklarheit mißfiel (403), so ließ P. de Grandmaison sich durch den Krieg nicht hindern, neben der in Frankreich wie anderswo oft gerügten deutschen Schwerfälligkeit, Barschheit und Schulmeisterei die methodischen Vorzüge der deutschen Forschung, „die Schlichtheit, Gutmütigkeit, aufrichtige Frömmigkeit, Ordnungsliebe und Tatkraft“ des deutschen Volkes ausdrücklich hervorzuheben (247 f.).

Und nicht minder unbefangen treten beide Patres weltanschaulich oder theologisch abweichenden Richtungen gegenüber. Mit tiefster Teilnahme schreibt P. Morawski über das schmerzvolle Suchen Tolstojs nach einem außerkirchlichen Christus (247 f.). Ähnlich äußert sich P. de Grandmaison über die liberal-protestantischen Theologen, deren Aufrichtigkeit und Geschichtskenntnis er durchaus gelten läßt (162 f.). Msgr. Batiffol bezeugt von ihm aus langer und bekanntlich sehr sachkundiger Erfahrung, er habe selten einen für fremde Ansichten so aufgeschlossenen Kopf gefunden

(408). In den Religionskursen, die P. de Grandmaison für Studentinnen gegründet hatte, ließ er neben sich Weltpriester wie Ordensleute jeder Farbe zu Worte kommen, um die jungen Damen mit allen katholischen Richtungen bekannt zu machen (336).

Solche Einordnung des Wissens in die Seelsorge war weder für P. de Grandmaison noch für P. Morawski eine gelegentliche Nebensache. Nach Wahrheit um der reinen Erkenntnis willen zu suchen, fanden sie gewiß nicht reizlos, aber entscheidend war bei ihrem Forschen und Schreiben immer der Nutzen für das religiöse und sittliche Leben ihrer Mitmenschen. Daher legte P. Morawski, so sehr er sonst an der Philosophie hing, ohne nennenswerte innere Kämpfe Feder und Professur nieder, als die Ordensobern im ersten Eifer der scholastischen Erneuerung Ende der achtziger Jahre meinten, die von ihm in der Naturphilosophie vertretene Atomlehre werde sich mit den Weisungen Leos XIII. schwer in Einklang bringen lassen (182 f.). Schon vorher hatte er in langen Briefen dem Ordensgeneral die Notwendigkeit dargelegt, beim Papste trotz schwerster Petersburger Drohungen die geheime Entsendung von Priestern zu den vielen Tausenden von Katholiken des östlichen Ritus zu erwirken, die von der russischen Regierung aller katholischen Seelsorge beraubt worden waren. Seine wiederholten Anregungen hatten schließlich Erfolg, aber seine Gesundheit wäre dieser Mission nicht gewachsen gewesen, und so übernahm er ebenso zufrieden die Erziehung der polnischen Jugend im Jesuitenkolleg zu Tarnopol und bemühte sich zugleich, das lau gewordene kirchliche Leben der Stadt mit neuem Eifer zu beseelen, bis ihn ohne sein Zutun die Macht der Umstände doch wieder für den Rest seines Erdenwandels an den Schreibtisch, an die Spitze einer von der Ordensprovinz soeben übernommenen Monatsschrift und bald auch auf den Lehrstuhl der Dogmatik an der Universität Krakau berief.

Gerade während dieser schriftstellerisch fruchtbarsten Jahrzehnte sind alle seine Veröffentlichungen, so wenig es manchmal ihre Titel verraten, auf religiöse Klärung und sittliche Festigung seiner Leser angelegt. Vielen suchte er außerdem, soweit seine dauernde Kränklichkeit es zuließ, durch brieflichen oder mündlichen Verkehr seelisch zu helfen. Geeignete Hörer der weltlichen Fakultäten scharte er zur ersten Marianischen Akademiker-kongregation in Polen um sich, und nie hinderte ihn seine Abstammung aus adeligem und begütertem Hause, dafür einzutreten, daß dem Kinde armer Eltern nicht bloß Brot gebührt, sondern daß ihm bei entsprechender Befähigung die Türen zu den „höchsten Studien und Stellungen“ offen stehen müssen (206).

Für P. de Grandmaison, der seine Wirksamkeit in der Blüte der modernistischen Verirrungen begann, war es selbstverständlich, daß er als Theologieprofessor wie als Leiter der allgemeinen Halbmonatsschrift „*Études*“ und der theologischen Fachzeitschrift „*Recherches de science religieuse*“ bei sehr deutlicher Ablehnung der kurzsichtigen und hetzerischen „*Integralen*“ (189—193) sein Hauptaugenmerk auf die Sicherung der Gläubigen gegen unkatholische Gedanken richtete. Zwei Jahre nach dem Antritte

seines Lehramtes sandte er an den Ordensgeneral eine ausführliche Denkschrift, die den Plan entwickelte, regelmäßig einige besonders geeignete Patres nach Abschluß ihrer theologischen Studien zu Fachleuten in den philologischen und geschichtlichen Hilfswissenschaften der Theologie heranbilden zu lassen, die bisher auf katholischer Seite zum Schaden für die Kirche vernachlässigt worden seien (147—149). Durch den Beifall des Generals in seiner Ansicht bestärkt, bemühte er sich erfolgreich um das Zustandekommen eines katholischen Sammelwerkes über die vergleichende Religionsgeschichte, nahm wesentlichen Anteil an der Gründung der katholischen internationalen „Wochen für religiöse Völkerkunde“ und hatte kurz vor seinem Tode die Freude, als Frucht lebenslanger neutestamentlicher und dogmengeschichtlicher Studien sein großes Buch über Jesus Christus zu vollenden, von dem Paul Bourget im „Figaro“ sagte, es sei nicht bloß Wissenschaft, es sei in einer des Rationalismus müden Zeit der apostolische Schrei: Mein Herr und mein Gott! (407 f.)

Und dieser apostolische Eifer drängte P. de Grandmaison weit über das Feld der Wissenschaft hinaus in die praktische Arbeit an den Seelen. Da er von stärkerer Gesundheit war als P. Morawski, brauchte er sich nicht mit gelegentlichen Aushilfen im Beichtstuhl und auf der Kanzel zu begnügen. Für die Pariser Polytechniker hielt er regelmäßige religiöse Zirkel und Exerzitien. Fünfzehn Jahre lang betreute er eine von ihm zur Leitung von katholischen Mädchengymnasien gegründete Genossenschaft von Damen, die nach seinen Regeln ohne Klostergelübde in christlicher Vollkommenheit ganz ihrem Berufe zu leben suchten². Nicht bloß gab er ihnen anfangs alle zwei Wochen, später sogar jede Woche eine geistliche Unterweisung, er schrieb ihnen auch Hunderte von Briefen (300—325), und wie sich das alles aus einer zufälligen Einladung zu Exerzitien entwickelt hatte, ging es ihm auch mit den durchaus nicht so frommen Kandidatinnen des höheren Lehramtes im staatlichen Seminar zu Sèvres. Vier oder fünf von ihnen überlegten einmal bei einer Tasse Tee mit einer schon angestellten Freundin, ob sie wohl etwas mehr für ihre Seele tun könnten. Die Freundin schlug geschlossene Exerzitien vor, aber ein so unerhörter Eingriff in die persönliche Freiheit wurde einstimmig abgelehnt. Einige Tage später erhielt die junge Oberlehrerin dennoch einen Brief aus Sèvres, der mitteilte, man sei nach langer Überlegung unter folgenden Bedingungen zu Exerzitien bereit: „Verschaffen Sie uns einen Exerzitienmeister ersten Ranges nach Geist und Charakter, der bereit ist, 1. nur für uns zu sprechen, auch wenn wir bloß vier oder fünf sind; 2. die Exerzitien anzufangen, ohne daß wir uns irgendwie verpflichten, ihn bis zu Ende anzuhören, wenn er uns nicht gefällt; 3. die Wahl der Exerzitientage uns zu überlassen“ (334). Mehrere Priester, an die sich die verlegene Oberlehrerin wandte, lehnten ab. P. de Grandmaison nahm an, begann mit fünf Studentinnen und hatte am Ende sieben. So überzeugend und zugleich so unaufdringlich war der Eindruck seiner Persönlichkeit gewesen, daß sich nun

² Die für diese Damen gehaltenen Ansprachen stehen im ersten Bande (*Conférences*) der nach dem Tode des Verfassers erschienenen „*Écrits spirituels*“. Paris 1933, Beauchesne. Fr. 20.—

bis zu seinem Tode, zwölf Jahre lang, jeden Monat 30—35 katholische und nichtkatholische Studentinnen von Sèvres zu einem von ihm geleiteten Religionskurs mit jährlich wechselndem Thema versammelten.

Wer um Gottes willen so rasch bereit ist, sich fremden Wünschen anzupassen, muß in langer Selbstzucht gelernt haben, um Gottes Willen auf eigene Wünsche zu verzichten. P. de Grandmaison glaubte am Ende seiner wissenschaftlichen und aszetischen Ordenserziehung, im reifen Alter von 32 Jahren, zu seiner Erinnerung das Bekenntnis niederschreiben zu dürfen, daß er bereit sei, nur für Gott zu leben, auf jede natürliche Freude des Geistes und der Sinne, auch in erlaubten Dingen, zu verzichten, soweit es auf ihn ankomme, und sein Leben unter einer für die menschliche Selbstgefälligkeit völlig reizlosen Aschendecke begraben zu lassen (127). Die täglich um ihn waren, bezeugen, daß er der Willensrichtung auf das Kreuz musterhaft treu geblieben und immer einen armen und harten Weg gegangen ist (397 f.). Um diese Gesinnung nicht zu verlieren, gab er bis zu seinem Tode freiwillig jeden Monat einem von ihm gewählten Seelenleiter unabhängig von der Beichte genaue Rechenschaft über sein Inneres (409). Aber all diese Selbstverleugnung war in keiner Weise düster oder pathetisch, sie war ungezwungen, heiter und geradezu „elegant“ (209 321). Kostete das gewiß in vielen Fällen eine Anstrengung mehr, so sorgte doch die Natur auch hier wieder für heilsame Entspannung: seine schöpferische Phantasie hatte von Kindheit an gerne Luftschlösser in jedem Stil gebaut, und bis an sein Ende flüchtete er sich aus gar nicht seltenen trüben Stunden in diese Träume, die zwar der Formung seines Schrifttums zugute kamen, in denen er aber doch immer wieder etwas wie Raub an der von Gott ihm für Besseres geschenkten Zeit sah (272 ff. 413 ff.).

Für P. Morawski mag die fabelhafte Zerstreutheit, die er von seinem Vater geerbt zu haben schien, eine ähnliche Hilfe gewesen sein, über die fast unaufhörliche Qual eines Blasenleidens hinwegzukommen. Wie oft brachten ihm nach der Vorlesung lachende Studenten bis auf die Straße den vergessenen Hut oder die Überschuhe! Eines Tages ging er in seinem Zimmer auf und ab, während ihm ein Mitarbeiter einen Artikel von Brunetiére vorlas. Es klopfte an die Türe, und herein trat ein befreundeter Prälat und Universitätsprofessor. Ohne ein Wort zu sagen, faßte P. Morawski ihn bei den Schultern, drehte ihn um, schob ihn hinaus und schloß die Türe hinter ihm mit dem Schlüssel ab. Er hatte gemeint, es sei der Hausdiener, der nach dem Ofen sehen wolle (401). Freilich konnte solche Versonnenheit immer nur zeitweilig die Empfindung des von Jahr zu Jahr fortschreitenden Verfalls der kümmerlichen Kräfte lindern. Vergebens suchte der Kranke nach dem Rate der Ärzte in polnischen Bädern Heilung, vergebens auch schickte man ihn, als sein Professorengehalt größere Ausgaben erleichterte, ganz wie es tüchtige Fachleute jeweils für wünschenswert hielten, jährlich nach Vichy oder nach Kissingen, an die Nordsee, an die Riviera, nach Ägypten. Schlaf und Nahrungsaufnahme verschlechterten sich nach vorübergehender Stärkung stets von neuem, und oft durchwühlten brennende Schmerzen seinen ganzen Körper (405). Früh im Orden hatte er sich dem gekreuzigten Heiland zum Leiden angeboten: keinem

Verlangen nach Bequemlichkeit wolle er folgen, stand, von seiner Hand geschrieben, auf einem Blättchen seines Nachlasses, das sehr starke Spuren des Gebrauches trug, „außer wenn die Gesundheit, ein wirklicher Nutzen, der Gehorsam, das gemeinsame Leben, der Anstand, die Nächstenliebe oder sonst ein vernünftiger Grund es fordert“ (413). Ernst wie diese zugleich ehrlich gegen Übertreibungen abgegrenzten Worte war nach dem Urteil des Biographen, der den stillen Kreuzträger viele Jahre beobachten konnte, die Ausführung (414).

Aufrecht erhalten und gekrönt wurde ein solches Dasein voller Arbeit und Schmerz durch innige Hingabe an Gott. So rein war der Achtzehnjährige in den Orden getreten, daß ihm in den Anfängen seines priesterlichen Wirkens der Blick in sündige Seelen körperlich wehe tat (369). In diesen ersten Priesterjahren verpflichtete er sich durch ein Gelübde, niemals mit klarem Bewußtsein Gott auch nur durch die geringste läßliche Stunde zu beleidigen (170). Und als ihm seine Schwester, die als Witwe zu den Karmeliterinnen gegangen war, einmal sagte: „Man erzählt mir immer, daß du gelehrt und im gesellschaftlichen Verkehr so riesig nett bist, aber ich würde lieber hören, du seiest ein Heiliger“, da zeigte, wie die Karmeliterin schreibt, sein begeisterter Dank für dieses Wort, was er selber mehr als alles schätzte und suchte (404).

Auch P. de Grandmaison rang unaufhörlich um die Vereinigung seines Lebens und Arbeitens mit Gott. Soviel er für die Menschen tat, immer fand er eine Möglichkeit, dem Gebete bedeutend mehr Zeit zu widmen, als die Ordensregel vorschrieb, und so bewußt blieb er auch während seiner sonstigen Tätigkeit in Gott verwurzelt, daß auf alle Mitteilungen, mochten sie freudig, ärgerlich oder schmerzlich sein, die erste Antwort war: „Gott sei gepriesen!“ „Der Klang wechselte, das Gefühl kindlicher Hingabe nicht“ (398). Deshalb konnte er zwei Monate vor seinem Tode schlicht seinem Seelenführer schreiben, er habe vielleicht auf Kosten wichtigerer Dinge zu viel Sorge um Kleinigkeiten gehabt, aber da er das nicht recht beurteilen könne, bekümmere es ihn nicht sehr; im Grunde stehe er so zu Gott, daß er sagen dürfe: „Was habe ich im Himmel, und was will ich auf Erden außer dir?“ (417.)

Trotzdem wäre es bloß eine der nicht seltenen hagiographischen Hyperbeln, wenn man nun behaupten wollte, die zwei Jesuiten hätten danach gestrebt, irdischem Fühlen gänzlich abzusterben und der Welt gegenüber keinen andern Wunsch zu haben, als sie zu verstehen und sie Gott dienstbar zu machen. Sie liebten im Gegenteil alles menschlich Frohe und Schöne mit dankbarem Herzen, weil sie für all das Platz genug in der Liebe zu dem fanden, durch dessen Allmacht und Güte es geschaffen worden ist. Oft sah man P. Morawski erfreut und erfreuend Stunden oder auch Tage in verwandten oder sonstwie ihm nahestehenden Adelsfamilien Krakaus und der näheren Umgebung verbringen, in denen er sicher war, für seine Gedankenwelt Verständnis zu finden. In den Mitteilungen aus diesen Kreisen kehrt immer der Eindruck wieder, den Gräfin Therese Wodzicka, zugleich eine fleißige Mitarbeiterin der von P. Morawski geleiteten Zeit-

schrift, dreißig Jahre später brieflich so festlegte: „Er kam jedesmal wie ein Strahl vom Himmel, mit warmem Herzen, mit leuchtendem Auge.... Wer mit ihm verkehrte, mußte von der Lebendigkeit betroffen sein, mit der er ebensowohl die höchsten Wahrheiten wie alles Schöne und Gute erfaßte, das es auf Erden gibt“ (394). Schon in den Kinderjahren war er mit dem späteren Professor der Medizin, Franz Chlapowski, eng befreundet, der ihn dann auch ärztlich behandelte. Vom Noviziat bis zum Tode schrieb er ihm aus innigster Seelengemeinschaft zahllose Briefe, und nicht als seinen Arzt, sondern als seinen liebsten Freund ließ er ihn telegraphisch an sein Sterbebett rufen (358 f.).

Ebenso vertraut stand P. de Grandmaison mit seinem Bruder Louis. Schon in den Studienjahren schrieben sie einander regelmäßig über ihre geistige Entwicklung, und als der Pater in Paris die „*Études*“ zu leiten hatte, saß er viele Sonntagnachmittage im Garten seines Bruders, der unterdessen Oberstleutnant und Professor an der Kriegsschule geworden war, und tauschte mit ihm theologische gegen militärische Anschauungen, aber noch mehr in nie gelockerter Verbundenheit Seele gegen Seele aus (249 f.). Und wie er in der Unterhaltung mit seinen Mitbrüdern, mochte das Gespräch sich um Theologie oder Geschichte, um Kunst oder Sport drehen, alle durch seine zugleich ernste und sonnige Teilnahme bezauberte (392), so durchbebt nach Jahrzehntelangem Ordensleben bei der Hochzeit eines Neffen herzerquickend sein ungeschwächtes Familiengefühl die ergrifffende Predigt. Gemeinsame Stätten der Kindheit ließ er wiederaufleben, an denen ihm aus stillen Alleen und blühendem Gesträuch Schwärme von Erinnerungen in den Abendhimmel zu fliegen und immer noch die mahnenden oder kosenden Stimmen der Eltern und Großeltern zu klingen schienen, die ihren Nachkommen die Treue zu den heiligen Überlieferungen ihres Hauses ins Herz gelegt hätten (3).

Neben solcher Sanftheit braucht frische Kraft nicht zu fehlen. In der Jugend hatte P. de Grandmaison mit Leidenschaft geritten und gejagt, als Theologieprofessor stellte er sich an freien Nachmittagen mit Axt und Säge an die Spitze einer ausgewählten Gruppe seiner Hörer und zog zur Durchforstung in den Wald des alten englischen Schlosses, das die aus Frankreich vertriebenen Jesuiten für ihre Zwecke recht und schlecht umgebaut hatten (156). Zum Holzhauer wäre der schwächliche P. Morawski freilich ungeeignet gewesen. Aber auch er konnte nicht bloß mit der trostsuchenden Mutter eines ungeratenen Sohnes weinen (375). Seine Schwester Natalie erinnerte sich noch als Karmeliterin mit Entzücken an die vielen Besuche, die ihr der junge Jesuit in Lemberg machte, wohin er so oft zum Zahnarzt geschickt werden mußte, daß er in wenigen Jahren überhaupt keinen natürlichen Zahn mehr hatte. Natalie wurde im Sacré-Coeur erzogen, und wenn die Geschwister im Sprechzimmer genug über ihre junge Frömmigkeit geschwärmten hatten, so daß ihre Schutzengel, wie die Karmeliterin schreibt, gewiß das Lachen nicht mehr verbeißen konnten, dann jagten sie einander wild durch das Zimmer, weil er so tat, als ob er mit Gewalt an einem in der Nähe hängenden Glockenstrang ziehen und dadurch das Haus in Aufruhr bringen wollte, was die erschreckte Klosterschülerin

natürlich nicht dulden durfte (397 f.). Mit den Jahren verlor sich der kindliche Übermut nicht ganz. Noch als Professor in Krakau setzte P. Morawski sich, wer weiß wie oft, bei zwei frommen und uralten Tanten auf den Fußboden, rollte die von ihnen gekauften Stoffe für kirchliche Gewänder auf und stritt eifrig über die dazu passenden Borten oder Spitzen. Wenn das geraume Zeit gedauert hatte, benutzte er einen günstigen Augenblick, das Schoßhündchen der Damen unbemerkt auf dem höchsten Schrank oder sonstwo zu verstecken, weil ihnen das aufgeregte Suchen dann ebensoviel Freude machte wie ihm das Zusehen (398).

Vielelleicht läßt sich schließlich nicht besser sagen, wie diese Jesuiten in Angelegenheiten ihres Herzens dachten, als P. de Grandmaison es in dem Gebete ausgedrückt hat, das er im Noviziate für seinen Gebrauch niederschrieb und dreißig Jahre später der von ihm gegründeten Oberlehrerinnengenossenschaft vermachte. Es heißt wörtlich so: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bewahre mir ein kindliches Herz, klar und durchsichtig wie eine Quelle. Gib mir ein einfaches Herz, dem düsteres Grübeln mißfällt, ein Herz, das sich freigebig schenkt und am Leide innig teilnimmt, ein treues und edelmütiges Herz, das nichts Gutes vergißt und nichts Schlimmes nachträgt. Mache, daß mein Herz sanft und demütig sei, daß es liebe, ohne Gegenliebe zu verlangen, daß es glücklich sei, in andern Herzen vor deinem göttlichen Sohne zurückzutreten. Gib mir ein großes, unbezwingbares Herz, das durch keine Undankbarkeit verschlossen, durch keine Gleichgültigkeit müde wird, ein Herz, das sich für die Ehre Jesu Christi verzehrt und von seiner Liebe eine Wunde trägt, die erst im Himmel heilt.“

Man könnte meinen, dieses Gebet sei einem wolkenlosen Gemüte entstiegen. Dennoch schaute P. de Grandmaison durchaus nicht so heiter ins Leben wie P. Morawski, dessen Seelenlage trotz aller körperlichen Leiden fast immer der Überzeugung entsprochen zu haben scheint, die er am Schlusse des dritten der „Abende am Genfer See“ bekannte: Pessimismus umlagere als Nebel nur Menschen irdischen Sinnes, während im Lichte der von Gott geoffenbarten Wahrheit „ewiger Optimismus“ strahle. P. de Grandmaison leugnete nicht, daß pessimistische Gesinnung irgendwie auf einer zu menschlichen Einstellung beruhe, aber er war sich bewußt, daß er eine starke Neigung zum Pessimismus in sich trug, und er kämpfte dagegen. Wie seine Aufzeichnungen beweisen (174 f. 271 418), zog sich diese geheime Düsterkeit durch alle Jahre seines Wirkens, das doch überallhin soviel Kraft und Freude spendete. Immer wieder befiehl ihn der schwermütige Gedanke, daß auf Erden „das Geistige, das Göttliche, das Gute“ unterliege; manchmal ängstigte ihn der „gefühlsmäßige Zweifel, ob das Leben einen Sinn hat, ob ein gütiger Gott die Welt regiert, ob nicht schließlich alles, auch der Glaube und seine göttlichen Wirklichkeiten, nur ein Spiel der Selbsttäuschung ist“. Gewiß rangen Verstand und Wille sich stets wieder zu klarer Beruhigung empor, aber bleibende Bitterkeit über die Ohnmacht edelsten Bemühens verrät sich wohl in den Worten, die er dem geliebtesten seiner Lehrer ins Grab nachrief: „Kleinere

Leute haben mehr Lärm gemacht, und die es weniger verdienten, sind höher geehrt worden“ (44).

Und während P. Morawski sein Sterben zu einer Feier gestaltete, umsichtig alles anordnete, sorgende Obere und Mitbrüder bei sich sah und mehrmals sich „sehr, sehr langsam“ den Anfang des Johannesevangeliums vorlesen ließ, bis er das Bewußtsein verlor (357 ff.), starb P. de Grandmaison ganz allein sechs Tage nach einer gut gelungenen Operation an plötzlicher Herzähmung. Bei P. Morawski war der Tod die vom hl. Ignatius („Constitutiones“ P. VI, c. 4, n. 1) erwartete letzte apostolische Tat der Erbauung; P. de Grandmaison hatte immer sehnstüchtig den unauffälligen Hingang des hl. Franz Xaver bewundert, der ohne Mitbrüder und ohne Sakramente auf einsamer Insel starb (307 423).

Umschau

Die Kraft der Symbole

Als Konstantin der Große im Jahre 312 gegen den Usurpator Maxentius zu Felde zog, um ihm die Gewalt über Rom und Italien zu entreißen, war nicht der römische Adler, der seit Jahrhunderten die Legionen zum Siege geführt hatte, das Feldzeichen seines Heeres, sondern eine vom Kaiser selbst entworfene Fahne, das Labarum mit dem Kreuz und dem Monogramm des Namens Christi. Konstantin versicherte, eine Lichterscheinung am abendlichen Himmel habe ihm den Sieg im Zeichen des Erlösers verheißen, und in der Nacht habe ihn ein Traumgesicht aufgefordert, mit dem Symbol des christlichen Glaubens in den Kampf zu ziehen. Der Kaiser siegte vor den Mauern Roms, und die christlichen Fahnen trugen dann seine Siege weiter bis zum äußersten Osten. So wurde das Christentum die herrschende Religion des römischen Reiches.

Die Zeit liegt nicht weit hinter uns, wo man auf die Pflege von Symbolen, auf den Glauben an die Macht sinnlicher Zeichen für geistige, namentlich religiöse Werte, mit Verachtung oder wenigstens ohne Verständnis herabschaute. In bilderrückendem Puritanismus hat man einst kostbare Denkmäler der christlichen Kunst zerschlagen und die sakralen Zeichen religiösen Erlebens aus dem Volksbewußtsein auszulöschen versucht. Dadurch ging aber auch ein guter Teil echter deutscher Gemütsschätze verloren.

Doch auf die Dauer läßt sich das wesenhaft aus dem Drängen und Ahnen der Seele und des Blutes erwachsende

Empfinden eines Volkes nicht unterdrücken. Allmählich regte sich doch wieder leise wie das Walten des erwachenden Frühlings die religiöse Sehnsucht. Der Geist versenkte sich in Ahnungen einer im Sinnlichen verleiblichten Welt des Unbekannten, Jenseitigen und Göttlichen. Gläubige Seelen suchten im heiligen Erleben der Liturgie neuen Sinn und verjüngte Kraft zum Bau eines vollkommenen Lebensstiles. Die Kunst gab der Sinnenwelt wieder eine geheimnisvolle Bedeutung zur Vermittlung großer Gedanken und hoher Gefühle und erschloß die sichtbare Schöpfung als Gleichnis der Schönheit Gottes. Was wollen denn in vielen unserer neuen Heiligtümer die oft für den ersten Blick so wunderlichen Gestalten und Gebilde der Malerei, Plastik und Architektur mit ihrer naiven, oft schaurig ergreifenden Starrheit und schroffen Wucht anders, als die Sammlung des Gemütes auf jene einzige und tiefste Empfindung des Hohen, Heiligen, Reinen, Starken oder Zarten, Jubelnden oder Leidversunkenen, die den Künstler beseelte und schöpferisch drängte?

Am wuchtigsten aber offenbart sich die ewig junge Kraft der Symbole auf dem Gebiete des nationalen Lebens, besonders in Deutschland. Wer hätte gedacht, daß z. B. die Änderung der Reichsfarben durch die Weimarer Verfassung auf der einen Seite einem so starken und weit verbreiteten Verlangen entsprach, wie es in der Reichsbannerbewegung hervortrat, auf der andern Seite jedoch einen so leidenschaftlichen Ruf